

Evangelium der Toleranz – Gedanken zur Religionsfreiheit

(16. Sonntag i. J.: Weish 12,13.16-19; Röm 8,26-27; Mt 13,24-43)

Das Gleichnis vom Unkraut im Acker können wir in seiner Tragweite kaum überschätzen. Es gehört, was seine Wirkungsgeschichte betrifft, zu den spannendsten und erregendsten aus dem Munde Jesu. Denn im Zusammenhang mit den die ganze Kirchengeschichte begleitenden Diskussionen um Freiheit und Zwang in Glaubensdingen hat es seit jeher eine zentrale Rolle gespielt. Die Literatur zu diesem Thema füllt ganze Bibliotheken. Deswegen müssen ein paar Schlaglichter genügen.

Zunächst zum Gleichnis selbst. Es ist in seiner Einfachheit und zugleich Tiefe genial. Jeder Bauer oder Gärtner kennt das Problem. Unkraut droht das Angepflanzte zu überwuchern, bedroht Ernten, ist daher unerwünscht und muss regelmäßig gejätet, ausgerissen, heute durch Unkrautvernichtungsmittel bekämpft werden.

Liegt es daher nicht nahe, im „Gottesacker“ des Reiches Gottes und damit in der Kirche müsse es genau so zugehen? Ist nicht genau das auch der Anspruch Gottes, der Anspruch Jesu? Will er nicht eine Kirche der Reinen? Eine Kirche der Entschiedenen? Eine Kirche derer, die in allem getreu dem Evangelium leben und unter denen daher kein Platz ist für die Sünder, die Lauen und Unentschiedenen? Ist nicht schon das Alte Testament geprägt von solch einem rigorosen Anspruch. Als heiliges Volk soll Israel Jahwe dienen. Daher heißt es an manchen Stellen, dass alles Unreine aus dem Gottesvolk auszumerzen sei. Jeder, der sich z.B. durch Götzendienst, Gotteslästerung oder schwerwiegende Vergehen gegen Jahwe und die Tora versündigte, war hart zu bestrafen, gegebenenfalls zu töten. Diese Auffassung hat im übrigen der Islam im Wesentlichen übernommen.

Mit diesem Konzept bricht Jesus durch das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen radikal. Die physische Gewalt, mit der man Unkraut ausreißt, hat keinen Platz im Reich Gottes. Das Gericht über Sünder, Abweichler, Schismatiker und Häretiker steht dem Menschen nicht zu, sondern allein dem Herrn der Ernte, d.h. alleine Gott.

Diese Auffassung vertrat die Kirche in den ersten drei Jahrhunderten ihrer Existenz auch sehr klar. Als ein Beispiel unter vielen sei Lactanz zitiert, ein Theologe des 2. Jahrhunderts: *„Man muss die Religion verteidigen, doch nicht tödend, sondern sterbend; nicht durch Grausamkeit, sondern durch Leiden; nicht durch Verbrechen, sondern durch Glauben ...Denn wenn du die Religion durch Blut, durch Böses verteidigen willst, so wird sie nicht verteidigt, sondern befleckt und vergewaltigt. Nichts ist so vom freien Willen abhängig wie die Religion; sie verschwindet, sie wird zunichte gemacht, wenn das Opfer widerwillig dargebracht wird.“* (zit. nach Joseph Lecler, Geschichte der Religionsfreiheit, Bd. I, 97)

Genau darum wussten all jene, die sich in dieser Zeit für die Taufe entschieden. Sie wussten, dass sie diesen Schritt möglicherweise mit ihrem Leben, mit dem Martyrium zu bezahlen hatten. Zwar waren die Römer, unter deren Herrschaft sie lebten, im Grunde ausgesprochen tolerant gegenüber den verschiedenen Religionen und Kulturen ihres Riesenreichs – allerdings nur unter einer Bedingung: Man musste loyal zum römischen Staats- und Kaiserkult stehen. Gegenüber dem Kaiser loyal zu sein, insofern er weltlicher Herrscher war, war für die Christen keine Schwierigkeit. Doch die Grenze war erreicht, wenn von ihnen verlangt wurde, dem Kaiser zu opfern und wie einen Gott zu verehren. Die Weigerung, das zu tun, führte immer wieder zu schwersten Verfolgungen mit oft tödlichen Folgen.

Diese immer wieder aufflammenden Verfolgungsperioden nahmen erst ein Ende, als das Christentum im Jahr 313 n. Chr. durch das berühmte *Mailänder Edikt* der Kaiser Konstantin und Licinius zur „*religio licita*“, zur „erlaubten Religion“ erklärt wurde. Der Text liest sich in weiten Teilen ausgesprochen modern. Hier nur zwei Sätze daraus: *„Wir haben beschlossen, den Christen und allen anderen die Freiheit zu gewähren, die Religion auszuüben, der sie den Vorzug geben (... und) keinem unserer Untertanen, sei er Christ oder gehöre er einem anderen Kult an, das Recht zu verweigern, die Religion auszuüben, die ihm am besten ansteht.“* (zit. nach ebd. 101)

Diese allen Untertanen uneingeschränkte Religionsfreiheit gewährende Haltung des Staates sollte sich aber schon sehr bald ändern. Schon Konstantin selbst griff in die Belange der Kirche ein und machte sie zu einem Mittel seiner Politik. So galt es, in den arianischen Streitigkeiten durch das von ihm 325 nach Nizäa einberu-

fene Konzil Kircheneinheit im Dienste der Reichseinheit herzustellen. Durchaus nicht alle, aber doch viele Bischöfe, froh, nicht mehr Verfolgungen durch staatliche Behörden befürchten zu müssen, ließen sich diese Einmischungen der politischen Gewalt gerne gefallen. Zumal man auf einmal etwas galt im Staate.

Diese Einmischungen nahmen den Charakter erneuter Verfolgungen an unter den Söhnen Konstantins d. Gr. Da diese arianisch gesinnt waren, setzten sie Bischöfe und Christen unter Druck, dem Konzil von Nizäa abzuschwören und bestrafte die, die sich dem Druck nicht beugten. Kaiser Theodosius, der der nizänischen Orthodoxie anhing, erklärte 380 das Christentum zur Staatsreligion. 392 verbot er per kaiserlichem Erlass jeden – auch privaten – heidnischen Kult in seinem Reich bei schwersten Strafen.

Zuvor, im Jahr 385, gab es eine folgenschwere Zäsur innerhalb der Kirche selbst. Eine Synode in Trier stellte Bischof Priscillian von Avila und einige seiner Anhänger unter Anklage der Häresie. Gegen den Willen der Bischöfe Ambrosius und Martin von Tours sowie Papst Siricius wurde Bischof Priscillian zum Tode verurteilt. Er war der erste Christ, der durch die Anklage nicht des Staates, sondern kirchlicher Vertreter hingerichtet wurden. Der hl. Martin war so schockiert, dass er von da an nicht mehr an Bischofsversammlungen teilnahm.

Was sich mit dem Entstehen der sog. Reichskirche seit Kaiser Konstantin anbahnte, wird die folgenden Jahrhunderte bis weit hinein in die Neuzeit prägen. Weder der Staat noch die Kirche gewähren jene Freiheit in Dingen des Glaubens, wie die Kirche sie während der ersten Jahrhunderte vertrat. Der Staat übrigens meist noch weitaus weniger als die Kirche – was den meisten gar nicht bewusst ist.

Eine verhängnisvolle Rolle hatte hierbei der hl. Augustinus gespielt. Zunächst eher auf der Seite der Religionsfreiheit stehend, verhärtete sich seine Position durch die Erfahrung gewaltsamer Übergriffe der donatistischen Sekte in seiner Zeit als Bischof von Hippo immer mehr. Am Ende verurteilte er nicht mehr den Zwang als solchen, sondern unterschied, ob der Zwang einem guten oder einem schlechten Zweck diene. Den „guten und heilsamen Zwang“ beginnt er zu befürworten. Als biblischen Beleg dafür verweist er auf das *compelle intrare* („Nötige sie einzutreten!“) aus dem Lukas-Evangelium. Jesus selbst habe also Zwang, sofern er dem Guten und Wahren diene, gutgeheißen, was natürlich eine absolut fragwürdige Interpretation dieser Stelle ist.

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich eine ganz neue Fragestellung; nämlich die, ob es überhaupt sein kann, dass Wahrheit und Lüge dasselbe Existenzrecht haben. Dies wurde, übrigens konfessionsübergreifend, eindeutig verneint, weswegen noch im 19. Jahrhundert die Päpste Religions- und Gewissensfreiheit als schlimme Zeitirrtümer verurteilten.

Erst allmählich setzte sich die Erkenntnis durch, dass es hier nicht um das *Recht der Wahrheit* geht, sondern um das *Recht des Menschen*. Der Mensch hat das Recht, *frei* zu entscheiden, welcher Religion und Glaubensüberzeugung er angehören möchte. Und das ermöglichte es dann auch, dass die katholische Kirche sich im II. Vatikanum im Rückgriff auf Überzeugungen der vorkonstantinischen Ära uneingeschränkt zur Religions- und Gewissensfreiheit bekennen konnte.

In den Jahrhunderten zuvor hatte es aber untergründig stets Strömungen gegeben, die unter Berufung vor allem auf das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen die Fahne der Religionsfreiheit auch der innerkirchlichen Abweichler hochhielten. Das heutige Evangelium ist daher gewissermaßen das Evangelium der Toleranz.

Vielleicht kann man sagen, dass die Kirche heute die Lektion dieses Gleichnisses nach großen Irrungen im Verlaufe ihrer Geschichte endlich gelernt hat. In unserer Zeit ist das Christentum selbst die weltweit am meisten verfolgte Religion. Das Gleichnis jedenfalls macht deutlich: als Christen sollten wir lieber *Verfolgte* als *Verfolger* sein. Nur so befinden wir uns wirklich in der Nachfolge Jesu.

Pfr. Bodo Windolf